



MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT

HERAUSGEGEBEN VON DEN KANTONEN BE / BL / BS / GR

2 / 2016

Orte des Miteinanders

Warum das friedliche Zusammenleben in der Schweiz besser funktioniert als anderswo

Jetzt mal ehrlich! Stadt oder Land: Wo ist die Integration einfacher?

Déjà-vu Bündner Zuckerbäcker schreiben Auswanderungsgeschichte

Inhalt 2/2016

EDITORIAL

NACHGEFRAGT

- 3 Franz Hohler verrät seine drei grössten Wünsche

THEMA

- 4 Orte des Miteinanders

Warum Schule, Arbeit und Quartier die soziale Integration begünstigen → Seite 4

- 8 Ethnologin Rebekka Ehret über durchmischte Quartiere und überbewertete Nachbarschaften
10 Hauswarte – die guten Seelen im Haus
12 Projets urbains: Quartierentwicklung Längi

LEBENSNAH

- 14 Einbürgerungen: Neuer Pass, neue Heimat?

AUS DEN KANTONEN

- 16 Basel-Stadt
17 Bern
18 Graubünden
19 Basel-Landschaft

JETZT MAL EHRlich!

- 20 Stadt oder Land: Wo ist die Integration einfacher?

Persönliche Bedürfnisse und Gewohnheiten beeinflussen die Wahl des Wohnorts → Seite 20

AUFGEGABELT

- 22 Pizza del Monaco

MIXER

- 22 Glosse von Peter Schneider

DÉJÀ-VU

- 23 Bündner Zuckerbäcker schreiben Auswanderungsgeschichte

Im 19. Jahrhundert stellten Bündner Zuckerbäcker in ganz Europa ihr Können unter Beweis → Seite 23

ANDERS GESAGT

- 24 Acqua cheta rompe i ponti

IMPRESSUM



ANDREAS RÄSS, LEITER
FACHSTELLE DIVERSITÄT
UND INTEGRATION,
KANTON BASEL-STADT

Liebe Leserin, lieber Leser

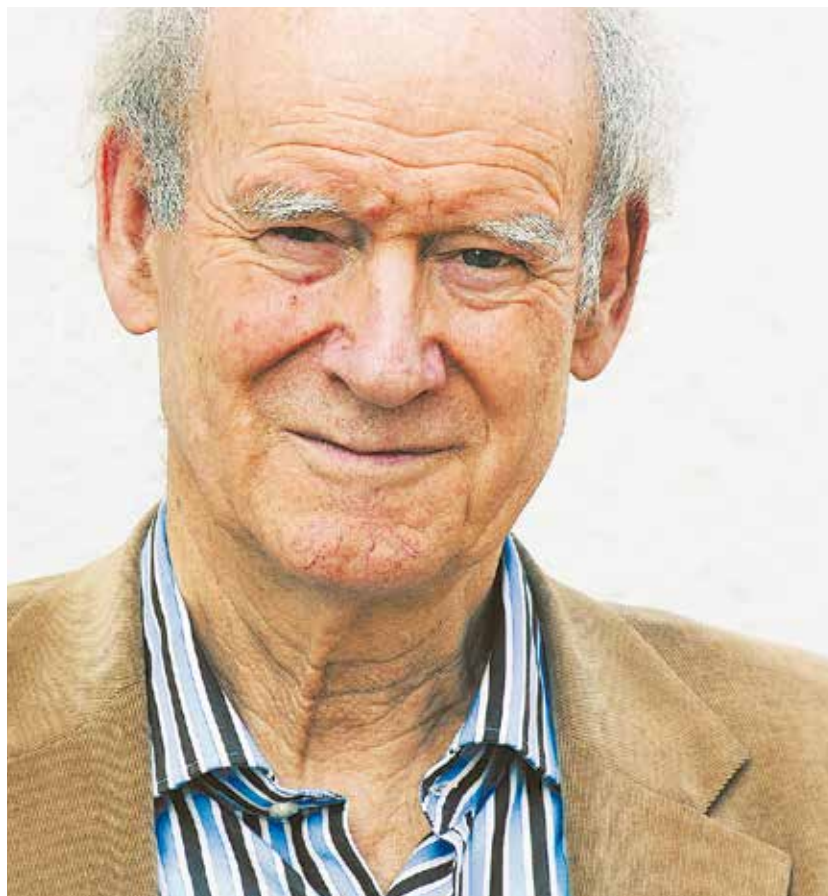
Die Schweiz ist ein Einwanderungsland: Rund ein Drittel der hiesigen Bevölkerung hat eine familiäre Migrationsgeschichte. Zugewanderte leisten einen wichtigen Beitrag zum anhaltenden Wohlstand und zur Prosperität des Landes – eine Tatsache, die in den intensiv geführten Diskussionen leider zu oft ausser Acht gelassen wird. Genauso ausgeblendet wird, dass hierzulande das Zusammenleben zwischen der einheimischen und zugewanderten Bevölkerung – ob am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft – grundsätzlich gut funktioniert. Ghettoähnliche Verhältnisse, wie sie etwa im Brüsseler Stadtteil Molenbeek oder in den Banlieues von Paris herrschen, gibt es in der Schweiz nicht.

Dennoch: Quartiere mit einem hohen Ausländeranteil sind in grösseren Städten sowie in vielen Vorortsgemeinden auch bei uns gelebte Realität. Segregation, das heisst die räumliche Konzentration von Menschen mit Migrationshintergrund, ist aber nicht per se ein Zeichen für eine gescheiterte Integration. Darüber herrscht in der Forschung weitgehend Einigkeit. Problematisch ist die Situation hingegen, wenn diese Konzentration in einem direkten Zusammenhang mit mangelnder Chancengerechtigkeit steht. Damit gerade sozial benachteiligte Menschen gleichermaßen die Chance zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben erhalten, braucht es in Quartieren mit hohem Anteil an Menschen mit familiärer Migrationsgeschichte gezielte Investitionen in das Bildungssystem, in berufliche Eingliederungsmassnahmen, aber auch in bauliche Aufwertungen. Nur so lassen sich langfristige Perspektiven für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und soziale Ausgewogenheit schaffen.

Die vorliegende Ausgabe der MIX zeigt in diesem komplexen Themenfeld auf, welchen Beitrag wir alle zu einer weiterhin gut funktionierenden Gesellschaft leisten können. ○

«Wir brauchen uns nicht zu schämen» Mit seinem vielseitigen künstlerischen Schaffen begeistert Franz Hohler seit über 50 Jahren Kinder und Erwachsene gleichermassen. Im MIX-Interview verrät der in Zürich-Oerlikon wohnhafte Tausendsassa, was er sich von der guten Märchenfee wünschen würde.

FOTO: ZVG



INTERVIEW:
GÜVENGÜL KÖZ
BROWN

MIX: Herr Hohler, Sie sind Kabarettist, Schriftsteller, Cellist, Liedermacher und Schauspieler. Gleichzeitig kennt man Sie als politisch engagierten Bürger, der sich für die Umwelt und das Zusammenleben einsetzt. Was treibt Sie an?

Franz Hohler: Als Schriftsteller, der ich heute vor allem bin, ist es die Lust am Formulieren, Schreiben und Erzählen. Als engagierter Bürger faszinieren mich die ungelösten Fragen unserer Zeit und unseres Landes. Diese Fragen fliessen jedoch nicht zwingend in meine Werke ein, ich bin ja Erzähler und Poet und möchte nicht mit jedem Text ein Problem lösen. Aber spürbar sind sie immer wieder. In meinem Roman «Der neue Berg» bahnt sich eine Naturkatastrophe an, die niemand sehen will, in meinem Roman «Gleis 4» geht es um die Geschichte eines ehemaligen Verdingkindes. In meinem letzten Erzählband, «Ein Feuer im Garten», steht unter anderem der «Gegenvorschlag», den ich zur Ausschaffungsinitiative der SVP geschrieben habe.

MIX: Sie haben vor einem Jahr im Auftrag der Sozialdemokraten auch ein Flüchtlingsmanifest geschrieben, in dem unter anderem Folgendes steht: «Angesichts der mit Verzweiften überfüllten Boote, angesichts der Ertrinkenden und Erstickenen gibt es nur eine Antwort: Grosszügigkeit. Damit wir uns jetzt und später nicht zu schämen brauchen.» Müssen wir uns bereits schämen?

FH: Wenn ich unser Flüchtlingscamp in Zürich-Oerlikon, die «Halle 9», besuche und die Bemühungen der professionellen und der freiwilligen Helferinnen und Helfer sehe, wenn ich sehe und höre, was der Tenor Christoph Homberger mit seinem Flüchtlingschor «S isch äben e Mönsch» gemacht hat, brauchen wir uns nicht zu schämen. Wenn ich hingegen die Bilder aus Como vor Augen habe, wo Flüchtlinge auf eine Einreise in die Schweiz oder auf eine Durchreise warten, schon eher.

MIX: Uns erreichen täglich nicht nur Bilder von solchen verzweiften Menschen auf der Flucht, sondern auch tausend andere Schreckensmeldungen aus allen Ecken der Welt. Wie gehen Sie persönlich mit dieser Informationsflut um?

FH: Indem ich mich über alles freue, worüber man sich freuen kann. Über die Sonne, die am Morgen durch die Wohnung eines Nachbarhochhauses hindurch auf unsern Balkon scheint, über einen Besuch unserer Enkelin, über meine vier Längen, die ich im Freibad schwimme, oder auch darüber, dass unsere Torschützen im Spiel Schweiz – Portugal aus dem Balkan und aus Afrika stammen. Vielleicht hilft uns das, auch die ganz normalen Menschen aus dem Ausland sozusagen als Nationalspieler bei uns aufzunehmen, damit sie bei uns mitspielen können. Das alles gibt mir erst die Kraft, mich mit dem Elend unserer Zeit zu konfrontieren.

MIX: Freudiges können – vom Hörensagen – auch Märchenfee beschenken. Wenn Sie drei Wünsche bei einer frei hätten, was würden Sie begehren?

FH: Erstens soll sie den Unvernünftigen möglichst viel Vernunft einlöffeln. Zweitens den Vernünftigen ein kleines Löffelchen Unvernunft eingeben. Und den dritten Wunsch schenke ich einem Flüchtlingskind. ○



Orte des Miteinanders *Positive Erfahrungen in der Schule, am Arbeitsplatz oder im unmittelbaren Wohnumfeld können die soziale Integration von Migrantinnen und Migranten begünstigen – vorausgesetzt, die Rahmenbedingungen für eine gleichberechtigte Teilhabe sind vorhanden.*

TEXT: GÜVENGÜL
KÖZ BROWN
FOTO: CLAUDIA
LINK

Die grelle Julisonne brennt erbarmungslos auf den dunklen Asphalt. In London ist es heiss an diesem Mittwochnachmittag, ungewöhnlich heiss – auch für diese Jahreszeit. Hier, am Ende der Bethnal Green Road, im berühmt-berüchtigtem Londoner East End, scheint die seit den 1990er-Jahren anhaltende Gentrifizierung noch nicht Einzug gehalten zu haben. Unweit der hippen Bars und angesagten Kunstgalerien säumen alte, heruntergekommene Backsteinhäuser den etwas verwahrlost wirkenden Strassenabschnitt. Es gibt nichts schönzureden: Mit dem Chic der reichen Bezirke wie Kensington oder Mayfair hat dieser Anblick nichts zu tun. Der städtebaulichen Tristesse zum Trotz herrscht auf dem engen Gehsteig ein buntes Treiben. Markthändler buhlen mit ihren exotischen Früchten, billigen Kleidern und allerlei Ramsch um die Gunst der Kundschaft. Während verschleierte Frauen die Qualität der Waren prüfen und geschickt über den Preis verhandeln, unterhalten sich vor den Schaufenstern der verheissungsvollen Bollywood-Modeläden bärtige Männer in langen, wallenden Hemden angeregt in einer fremden Sprache.

«Die meisten Menschen stammen aus Bangladesch, weswegen die Gegend auch «Banglatown» genannt wird. Weisse Engländerinnen und Engländer sind dort in der Minderheit», sagt ein junger Mann, der im trendigen Strassenteil einen Skateboardladen betreibt. Dass sich die ethnische Vielfalt in diesem Ausmass im Stadtbild bemerkbar mache, gehöre zu London wie der Big Ben, sagt er lakonisch und verschränkt zufrieden die tätowierten Arme. Im Viertel würden sich die wenigsten daran stören. «Trotzdem kann ich dieses Verhalten bisweilen nicht ganz nachvollziehen, denn mit dem Festklammern an der eigenen Kultur, manövrieren sie sich ins gesellschaftliche Abseits. Das ist schade.» Dass es in der Schweiz keine solchen monoethnisch geprägten Quartiere gibt, überrascht ihn nicht. «Switzerland is a rich country, init?», stellt er mit seinem breiten Cockney-Akzent lachend fest.

Gleichmässig verteilt

Am Reichtum alleine liege es nicht, weiss Angela Stienen, die am Institut für Forschung und Entwicklung der Pädagogischen Hochschule in Bern die Abteilung Schule und Gesellschaft leitet. Viel entscheidender sei, so die Professorin, «dass die Schweiz traditionell dezentral, also föderalistisch organisiert ist – politisch wie auch wirtschaftlich. Entsprechend funktionieren bei uns auch Migrationsbewegungen dezentral». Das heisst: Die räumliche Konzentration von Migrantinnen und Migranten ist auf verschiedene Grossregionen gleichmässig verteilt. Gemäss der Sozialanthropologin liegt das unter anderem auch daran, dass in der Schweiz diese Verteilung nach zwei Prinzipien erfolgt: Zum einen lebt ein Grossteil der Menschen mit Migrationshintergrund dort, wo es Arbeit gibt, also rund um die Wirtschaftsmetropolen wie Basel, Bern Genf oder Zürich. Zum anderen sorgt der flächendeckende Verteilschlüssel für Asylsuchende, die den Kantonen proportional zur Einwohnerzahl zugewiesen werden, für einen Ausgleich. Darüber hinaus sei die Kleinräumigkeit des Landes dafür verantwortlich, «dass es keine ghettoähnlichen Siedlungen oder Vorstädte gibt», ergänzt der renommierte Sozialarbeitswissenschaftler Prof. Dr. Wolfgang Hinte von der Universität Duisburg-Essen. «Selbst in der grössten Schweizer Stadt Zürich leben gerade einmal knapp 400 000 Menschen; das entspricht einer mittelgrossen deutschen Stadt. Migrationspolitische Herausforderungen, mit denen Millionenmetropolen wie Paris, London oder Berlin konfrontiert sind, kennt man in der Schweiz schlichtweg nicht. Dank diesen überschaubaren räumlichen Verhältnissen lassen sich auch Integrationsprozesse in räumlich segregierten Quartieren mit einem hohen Ausländeranteil einfacher organisieren und verhindern, dass sich monoethnische Communitys bilden, in denen die Menschen tendenziell von der Mehrheitsgesellschaft abgeschottet leben – so wie Sie das im Londoner East End erlebt haben», erklärt Hinte und fügt an: «Was dazu führt, dass Integration in der Schweiz auch tatsächlich passiert.»

Teilhabe zentral für Integration

Die Kleinräumigkeit hat ferner zur Folge, dass in der Schweiz sogar Quartiere mit einem erhöhten Anteil an sozial benachteiligten Personen heterogen zusammengesetzt sind: Sie unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich ihrer ökonomischen Situation, sondern auch bezüglich Herkunft, Alter und Religion. Viertel, in denen nur einzelne Migrantengruppen leben, wie es in den USA und Kanada zum Teil der Fall ist (Little Italy, Chinatown usw.), gibt es bei uns nicht. Ob nun Quartiere mit einem überdurchschnittlich hohen Ausländeranteil trotzdem zu Orten sozialer Ausgrenzung werden, entscheidet sich nicht an der Bevölkerungsstruktur, sondern vielmehr am Umfang und an der Form der Teilhabemöglichkeiten im Bildungswesen, in der Arbeitswelt, Wohnumfeld oder Freizeitangebot. Zu diesem Schluss kommen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in einer Studie, die 2011 u.a. im Auftrag des Bundesamtes für Raumentwicklung (ARE) und des Staatssekretariats für Migration (SEM) herausgegeben worden ist. Demnach müssen typische Einwanderungsquartiere für Migrantinnen und Migranten keineswegs eine Integrationsackergasse darstellen.

Das untermauern Aynur Buluts* Erfahrungen: «Nachdem ich Ende der 1970er-Jahre als Sechsjährige in die Schweiz gekommen bin, lebten wir in einem Haus, in dem überwiegend Gastarbeiterfamilien aus der Türkei wohnten. Die Nähe zu Menschen aus dem gleichen Ursprungsland und

mit derselben Sprache hat mir geholfen, schneller Fuss zu fassen. Unterstützung erhielt ich vor allem von einem gleichaltrigen Mädchen, das mit seiner Familie einige Jahre vor mir in die Schweiz eingewandert ist. Es stand mir beim Deutschlernen, auf dem Schulweg oder bei den Hausaufgaben immer beiseite.

Dafür bin ich ihm bis heute unendlich dankbar», erinnert sie sich. Wie Bulut erleben viele Migrantinnen und Migranten ihre «ethnischen Kolonien» als Steigbügel in die neue Heimat und als wichtige Durchgangsstation auf dem Weg in die Aufnahmegesellschaft. Gleichwohl ist der heute 44-Jährigen bewusst, dass es für eine erfolgreiche Integration mehr braucht als eine anatolische Freundin. «Ein integrationsförderndes Umfeld umfasst alle Ebenen, wo Menschen miteinander in Berührung kommen. Damit meine ich u.a. den Arbeitsplatz, das Vereinsleben und insbesondere die Schule. Ich habe oft erlebt, dass Lehrpersonen mein Potenzial einfach nicht erkennen wollten und mich trotz guter Noten daran gehindert haben, ins Gymnasium zu gehen.» Erst mit 15 sei sie endlich auf einen Lehrer getroffen, der sie tatsächlich gefördert und motiviert habe, die Matura zu machen.

«Die Kleinräumigkeit der Schweiz ist dafür verantwortlich, dass es keine ghettoähnlichen Vorstädte gibt.»

«Ein integrationsförderndes Umfeld umfasst alle Ebenen, wo Menschen miteinander in Berührung kommen.»

Dass prägende Schlüsselpersonen und positive Erfahrungen den Integrationsprozess in der Tat positiv beeinflussen

können, weiss auch Angela Stienen. «Das soziale Umfeld spielt eine wesentliche Rolle bei der Integration. Deshalb ist es auch so wichtig, dass wir damit aufhören, Migranten wie auch Flüchtlinge als defizitär wahrzunehmen. Wenn diese Menschen erleben könnten, dass ihre Ambitionen und Ressourcen und ihr Engagement am Arbeitsplatz, in Vereinen, an Kulturanlässen oder im Quartiertreff gewünscht, geschätzt und gefördert werden, dann erhöht das auch die Bereitschaft, sich mit anderen Menschen und einem neuen Umfeld auseinanderzusetzen und sich einzubringen», so Stienen.

Wachsende Kluft zwischen Arm und Reich

Damit möglichst optimale Rahmenbedingungen für diesen Prozess geschaffen werden, setzen Städte und Gemeinden zunehmend auf eine integrierte Quartierentwicklung, die mit städtebaulichen Massnahmen verknüpft wird (vgl. *Projets urbains*, S. 12). Darin enthalten sind u.a. Massnahmen zur Verringerung der Arbeitslosigkeit und zur Verbesserung der Schulqualität sowie des Spracherwerbs. Aber auch allgemeine Imageaufwertung der Quartiere, etwa mittels sanfter Gebäudesanierungen und Umgestaltungen von öffentlichen Begegnungsräumen. Angesichts der angespannten Lage auf dem schweizerischen Wohnungsmarkt, der neben der Zuwanderung vor allem auch auf den steigenden Pro-Kopf-Bedarf an Wohnfläche zurückzuführen ist, bleibt es eine Herausforderung, auch erschwingliche Wohnungen für ärmere Bevölkerungsschichten im Angebot zu haben. Wolfgang Hinte ist überzeugt, dass die Politik die einzige Instanz sei, die den freien Wohnungsmarkt mitbeeinflussen könne. «Mit einer offensiven und systematischen Steuerung könnte sie beispielsweise den sozialen Wohnungsbau stärken oder vorhandene Freiräume der Allgemeinheit statt für profitorientierte Projekte zur Verfügung stellen. Dass dies funktioniert, beweist Zürich: Die aktive städtische Wohnpolitik hat in den letzten vier Jahren zu einer deutlichen Ausweitung des genossenschaftlichen Wohnens geführt, sodass heute wieder mehr sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen ein Zuhause in der Stadt finden», betont der Wissenschaftler, der die Limmatstadt beim Aufbau ihrer Quartierkoordinationsstelle fachlich begleitet hat. Auch Basel-Stadt verfolgt eine klare Strategie, um zu verhindern, dass ärmere Bevölkerungsgruppen aus der Stadt verdrängt werden. Bereits 1995 lösten gezielte Mietzinsbeiträge an Familien mit mindestens einem Kind das System mit subventionierten Sozialwohnungen ab. Die Beiträge fliessen seither direkt an die Mieterinnen und Mieter, und die Familien können freier wählen, wo sie wohnen. Mit dem Resultat, dass sich auch die soziale Durchmischung in Wohnhäusern und Quartieren verbessert (s. Interview mit Thomas Kessler, S. 16).

Dialog fördern

Wohnquartiere sind Orte der Vielfalt, wo Menschen in all ihrer Unterschiedlichkeit miteinander klar kommen müssen. Ob segregiert oder durchmischt; als Vater des Fachkonzepts Sozialraumorientierung weiss Wolfgang Hinte, welche Bedingungen in den Quartieren geschaffen werden müssen, damit Menschen selbst in prekären Lebenssituationen friedlich miteinander leben können. Nur mit sichtbaren städtebaulichen Meisterwerken, wie man das noch vor 30 Jahren vermutet hat, ist es seiner Meinung nach nicht getan. Wesentlicher seien unsichtbare Elemente, die das Gemeinwesen ausmachen würden. Damit verweist er auf die Kernfrage seines Konzepts: Wie können Quartierbewohnerinnen und -bewohner motiviert werden, in ihrem Wohngebiet selbst einen Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität zu leisten? «Dabei geht es nicht darum, Menschen mit pädagogischen Massnahmen zu verändern, sondern soziale Räume und Verhältnisse zu schaffen, die den Dialog fördern und sich an den Bedürfnissen der dort lebenden Menschen orientieren. Damit das passieren kann, braucht es gerade in anonymen Ballungsräumen eine von der öffentlichen Hand finanzierte personenunterstützte Infrastruktur. Das können Stadtteilsekretariate oder Quartierkoordinationsstellen sein, die direkt am Puls des Lebens sind.» Durch den direkten Austausch wissen die Verantwortlichen, was die Menschen bewegt, was ihnen fehlt, worüber sie sich aufregen oder was ihnen Freude bereitet. Als Schnittstelle zwischen Bevölkerung, Behörden und Politik haben sie so die beste Möglichkeit, Anliegen der Quartierbevölkerung direkt in die Planung von weiteren Stadtentwicklungsprojekten einfließen zu lassen.

«Wir haben festgestellt, dass die Integration von nicht ganz einfachen Bevölkerungsgruppen besser funktioniert in Städten, wo seit Jahren auf ein solches systematisches Quartiermanagement gesetzt wird. Das liegt daran, dass diese Quartiere widerstandsfähiger und daher besser gewappnet sind für neue Herausforderungen», so Hinte. Am Beispiel von Flüchtlingen, die neu in ein Quartier ziehen, lasse sich das gut veranschaulichen. «Die einen denken, dass mit den Flüchtlingen die Sicherheit bedroht sei, die anderen wiederum fühlen sich aus humanitären Gründen verpflichtet, etwas Gutes für diese Menschen zu tun. Wir sagen: Das sind keine Gegensätze. Sicherheit und Ordnung sowie Menschlichkeit und Soziales gehören zusammen. Für das friedliche Zusammenleben müssen deshalb sowohl Einheimische als auch Zugewanderte Leistungen erbringen.»

«Sicherheit und Ordnung sowie Menschlichkeit und Soziales gehören zusammen.»

Integration auf dem Land

Während sich in Städten aufgrund einer gewissen Anonymität auch Einheimische untereinander als fremd wahrnehmen können, wird das Gemeinschaftsleben auf dem Land traditionell von engeren, persönlicheren Beziehungen dominiert, die oft mit sozialer Kontrolle einhergehen. «In kleinräumigen, ländlichen Gebieten braucht es keine Quartiermanagerinnen und -manager», so Hinte, «weil sich die Menschen im Dorf kennen und miteinander reden. Oft übernehmen dort Schlüsselpersonen wie engagierte Politiker oder Pfarrerinnen diese Rolle.» Das Problem auf dem Land sei hingegen, dass die Menschen tendenziell mehr Angst vor dem Fremden hätten als in städtischen Ballungsgebieten. Oft braucht es Geduld und Zeit, bis sich im Dorf alle an eine neue Situation gewöhnt haben. Wenn dieser Punkt aber erreicht sei, ist Angela Stienen überzeugt, «funktioniert die Integration auf dem Land genauso gut wie in der Stadt». Oft wird vergessen, dass es auch Migrantinnen und Migranten gibt, die sich bewusst für ein Leben auf dem Land entscheiden und sich in solchen Strukturen wohl fühlen. «Es kommt immer darauf an, welche Ansprüche und Erwartungen jemand an den Wohnort stellt. So dürfte es für zwei erfolgreiche DJs aus dem Nahen Osten zum Beispiel schwierig sein, wenn sie im Zuge des Asylverfahrens in einem abgeschiedenen Graubündner Bergdorf landen, statt in der erhofften Partymetropole Zürich», ergänzt Stienen und lacht dabei herzlich. ○

* Name von der Redaktion geändert.

INTEGRATIONS-DIALOG «ZUSAMMENLEBEN»

Integration funktioniert nur mit gegenseitiger Unterstützung im Berufs- und Alltagsleben. Zugewanderte, die sich in der Schweiz integrieren wollen, sind deshalb auf den Kontakt zu bereits hier verankerten Menschen angewiesen. Persönliche Kontakte ergeben sich aber nicht immer von selbst und es braucht vielfältige Begegnungsmöglichkeiten, die den Austausch fördern. Diese zu schaffen und zu nutzen, ist eine Aufgabe, die alle angeht: Staat und Bevölkerung, Zivilgesellschaft und Individuen, Einheimische und Zugewanderte. Die Tripartite Agglomerationskonferenz (TAK), eine politische Plattform von Bund, Kantonen, Städten und Gemeinden, hat deshalb den Integrationsdialog «Zusammenleben» lanciert. Mit unterschiedlichen Projekten möchte sie unter anderem aufzeigen, wie wichtig die Freiwilligenarbeit ist, wie viele kleine Dialoge in der Bevölkerung in Gang gebracht werden können und wo Begegnungsmöglichkeiten für Zugewanderte und Einheimische bestehen.

→ www.dialog-integration.ch/zusammenleben



Gleich und Gleich gesellt sich gerne Weder in der Stadt noch auf dem Land gab es je eine vollkommene Durchmischung aller Bevölkerungsgruppen, sagt die Ethnologin Rebekka Ehret, Dozentin und Projektleiterin an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Ist das nun gut oder schlecht für die Integration?

INTERVIEW: GÜVENGÜL KÖZ BROWN

MIX: Frau Ehret, Migrantinnen und Migranten zieht es überwiegend dorthin, wo bereits Verwandte, Bekannte oder Landsleute leben. Ist diese räumliche Konzentration eine gute Ausgangslage, um in einem neuen Land Fuss zu fassen?

Rebekka Ehret: Durchaus, denn bereits vorhandene Netzwerke können den Neuzugezogenen helfen, sich schneller in der Aufnahmegesellschaft zurechtzufinden. Unter anderem, weil schon ansässige und gleichzeitig vertraute Menschen ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit vermitteln und unkompliziert Unterstützung bei Behördengängen, bei der Bewältigung des Alltags oder bei der Wohnungs- und Arbeitssuche bieten. Wir müssen aber aufpassen, dass wir dieses Phänomen des «Unter-sich-Bleibens» nicht ausschliesslich mit Migrantinnen und Migranten in Verbindung bringen.

MIX: Wie meinen Sie das?

RE: Die Mehrheit der Menschen, die ihren Wohnsitz frei wählen können, entscheidet sich für eine Umgebung, in der sie «Gleichgesinnte» vorfindet. Das gilt für Vermögende an der Zürcher Goldküste genauso wie für Menschen, die sich für ein Leben in der Landidylle oder in einer kommunenartigen Genossenschaft entscheiden. Weder in der Stadt noch auf dem Land gab es je eine vollkommene Durchmischung von unterschiedlichen sozialen Gruppen. Vor diesem Hintergrund stellt sich schon die Frage, weshalb Quartiere mit einem höheren Migrationsanteil in der öffentlichen Wahrnehmung negativer bewertet werden. Wahrscheinlich, weil fälschlicherweise oft davon ausgegangen wird, dass Integration ausschliesslich in einem gut durchmischten Umfeld funktioniert. Dem widerspricht die Forschung: Die Ungleichverteilung von Bevölkerungsgruppen muss diesbezüglich nicht per se problematisch sein.

MIX: Das gilt aber kaum für Quartiere, in denen ausschliesslich sozial schwach gestellte oder von Langzeitarbeitslosigkeit betroffene Bevölkerungsgruppen leben?

RE: Sie sprechen damit eine ganz andere Problematik an. Die sogenannte Segregation, also die ungleiche Verteilung von verschiedenen sozialen Bevölkerungsgruppen, verläuft in der Schweiz nicht entlang der ethnischen Herkunft, sondern entlang der sozialen Schicht. Man spricht hier von einer «Verräumlichung» von soziostrukturellen Ungleichheiten. Entsprechend müssen wir dringend die freiwillige Segregation von der erzwungenen unterscheiden. Unqualifizierte Arbeitskräfte mit niedrigem Bildungsstand oder einkommensschwache und von Armut betroffene Personen – oft sind das Menschen mit Migrationshintergrund – haben aufgrund ihrer finanziellen Situation oder ihres sozialen Status selten die Möglichkeit, den Wohnsitz selbst zu wählen.

MIX: Kann man nicht auch mit städtebaulichen Massnahmen Einfluss auf das Image solcher Ortsteile oder Quartiere und somit auf den Integrationsprozess nehmen?

RE: Die genannte sozialräumlich ungleiche Verteilung ist auch ein Spiegel der politischen und ökonomischen Globalisierungsprozesse. Von dem her gibt es lokale Möglichkeiten, aber die sind immer auch begrenzt. Am wichtigsten ist es immer noch, Menschen die Chance zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu eröffnen. Hier können Investitionen in die Infrastruktur tatsächlich einiges bewirken, denn die Aufwertung des öffentlichen Raums oder die Sanierung von Häusern hat nicht nur positiven Einfluss

«Die Mehrheit der Menschen, die ihren Wohnsitz frei wählen können, entscheidet sich für eine Umgebung, in der sie «Gleichgesinnte» vorfindet.»

auf das Wohlbefinden und die Lebensqualität der dort lebenden Menschen, sondern auch auf das Image des Quartiers. Der Kanton Basel-Stadt betont diesen Zusammenhang zum Beispiel, indem er die Fachstelle Diversität und Integration der Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung angegliedert hat. Nichtsdestotrotz wird uns die Schichtproblematik

auch in Zukunft beschäftigen, denn die Schere zwischen Arm und Reich wird in der Schweiz noch grösser werden und die nicht frei gewählte Segregation begünstigen. Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Aspekt in diesem Zusammenhang ist die Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund auf dem Wohnungsmarkt, die sie daran hindert, das Quartier zu wechseln, selbst wenn sie den sozialen Aufstieg längst geschafft haben.

MIX: Sie haben solche Aufwertungsmassnahmen im Rahmen eines grösseren nationalen Forschungsprojektes am Beispiel des sehr durchmischten Basler St.-Johann-Quartiers untersucht. Mit welchen Erkenntnissen?

RE: Die Studie hat gezeigt, dass ein Quartier bei solchen Massnahmen gut durchmischt bleiben muss. Dazu gehört auch der Erhalt von bezahlbarem Wohnraum. Denn die alteingesessene Bewohnerschaft darf nicht das Gefühl erhalten, dass sie von einer vermeintlich oder effektiv wohlhabenderen Nachbarschaft verdrängt wird. Zudem müssen wir mit Begriffen wie Aufwertung vorsichtig umgehen. Sie können Bewohnerinnen und Bewohnern, die zum Teil seit ihrer Geburt am Ort der «Aufwertung» leben, das Gefühl vermitteln, dass sie bisher weniger Wert waren.

MIX: Integration ist und bleibt ein aktiver und wechselseitiger Prozess. Sie findet im öffentlichen Raum, am Arbeitsplatz und in der Schule statt. Also auch im eigenen Quartier. Wie muss das Zusammenleben in der Nachbarschaft aussehen, damit es integrativ wirkt und ein vertrauter Raum mit heimatlichem Charakter entsteht?

RE: Vorab möchte ich betonen, dass das Zusammenleben in der unmittelbaren Nachbarschaft nicht überbewertet werden darf, denn die Motivation, weshalb jemand in diesem oder jenem Quartier wohnt, ist – sofern man frei wählen kann – sehr individuell. Die einen leben in der Nähe des Bahnhofs, weil sie pendeln oder etwas Anonymität schätzen, andere zieht es in ein trendiges Quartier, weil ihnen das Angebot an Bars und Restaurants wichtig ist. Berufstätige Eltern wiederum wünschen sich Betreuungsangebote, Spielplätze und öffentliche Begegnungsorte in der Nähe. Studierende günstige Mietpreise.

In dieser Anspruchsfülle ist es schwierig, allein davon auszugehen, dass sich alle einen vertrauten Raum mit heimatlichem Charakter wünschen. Selbstverständlich kann sich ein Quartier immer auch durch solche Qualitäten auszeichnen – insbesondere für alteingesessene Bevölkerungsgruppen, aber eben nicht ausschliesslich. Viel wichtiger ist es, dass in einem Quartier alle Ansprüche ihre Existenzberechtigung haben können: Individualität und Gemeinschaft, Nähe und Distanz sowie Anonymität und Intimität. Das ist in den Städten weitgehend gewährleistet, sonst hätten wir gerade in heterogen zusammengesetzten Quartieren wie dem Basler St. Johann viel mehr Probleme.

«Am wichtigsten ist es immer noch, Menschen die Chance zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu eröffnen.»

MIX: Sie sprechen von Städten. Inwiefern unterscheidet sich der Integrationsprozess in ländlichen Regionen davon?

RE: Die Integration auf dem Land ist leider noch kaum erforscht, weshalb ich aus wissenschaftlicher Sicht wenig Handfestes darüber sagen kann. Vor rund drei Jahren habe ich aber als Projektleiterin im Auftrag unseres Instituts für Soziokulturelle Entwicklung und der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen selbst eine Studie durchgeführt, die u.a. zum Schluss gekommen ist, dass sich Integrationsprozesse in der Stadt kaum von jenen auf dem Land unterscheiden – auch wenn die soziale Kontrolle auf dem Land viel ausgeprägter ist. Ausschlaggebend ist auch dort die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht, das heisst, ob jemand eine Arbeit hat und davon leben kann oder sich an der Armutsgrenze befindet. Ist Ersteres der Fall, integrieren sich Menschen im ländlichen Raum genauso schnell wie im städtischen Kontext.

MIX: Heisst das, dass die Integration in der Schweiz grundsätzlich überall funktioniert?

RE: Auf jeden Fall. Die Menschen leben sowohl in ihren Stadtquartieren als auch in den Dörfern in der Regel friedlich miteinander. Ein bisschen mehr Gelassenheit würde uns diesbezüglich – bei allen Herausforderungen – gut anstehen (schmunzelt).

Hauswarte – die guten Seelen im Haus *Sie sind zur Stelle, wenn im Treppenhaus die Lampe nicht brennt, in der Wohnung der Wasserhahn tropft oder der Rasen gemäht werden muss. Aber sie müssen auch über jede Menge integratives Geschick verfügen, damit der Haussegen nicht in Schieflage gerät. Drei Hauswartinnen und Hauswarte erzählen von ihrem Arbeitsalltag, der nichts mit dem Klischee vom mürrischen Mann im blauen Kittel zu tun hat.*

TEXT: GÜVENGÜL KÖZ BROWN
FOTOS: CLAUDIA LINK



Ferhat Doğan

Hauswart, Wohnblock, Frenkendorf BL

Kampfzone Waschküche

Hauswart zu sein, ist eine wohltuende Abwechslung zu meinem einseitigen Beruf als Lagerist. In der Woche investiere ich sicher fünf bis sechs Stunden, um das Haus, den Garten und die Parkplätze in Schuss zu halten, aber auch um dafür zu sorgen, dass der Haussegen in unserem Wohnblock mit 14 Eigentumswohnungen nicht schief hängt. So unterschiedlich wie die Menschen, so verschieden sind auch ihre Ansprüche an Sauberkeit und Ordnung. Ältere Bewohnerinnen und Bewohner regen sich beispielsweise gerne und regelmässig über den «Dreck» in der Waschküche auf – ein typisch schweizerisches Phänomen, das ich aber gelassen sehe. Damit sich die Gemüter wieder beruhigen, nehme ich deshalb gelegentlich den Putzlappen selbst in die Hand und wische die Maschine schnell sauber. Dennoch bin ich der Meinung, dass wir uns alle an gewisse Regeln halten müssen, wenn wir friedlich zusammenleben möchten. Das tun grundsätzlich alle im Haus; und wenn nicht, erhebe ich den mahnenden Zeigefinger (lacht).



Lucia Romanelli
Hauswartin, Sekundarschule Sandgruben, Basel
Eine grosse Familie

Als Kind einer italienischen Einwandererfamilie bin ich in Kleinbasel geboren und aufgewachsen. Noch heute, über 40 Jahre später, würde es mir nicht in den Sinn kommen, von hier wegzuziehen. In diesem Quartier, das schweizweit für seine kulturelle Vielfalt bekannt ist, bin ich zu Hause. Inzwischen arbeite ich sogar im Quartier. Einmal über die Strasse und schon wird Lucia zu Frau Romanelli, die Hauswartin, die dafür sorgt, dass im Schulhaus alles reibungslos funktioniert – von der Kontrolle und Wartung der haustechnischen Anlagen bis hin zur Reinigung und Pflege der Innen- und Aussenanlagen. Ich liebe diese abwechslungsreiche Arbeit, aber noch mehr liebe ich den täglichen Kontakt zu den Kindern. Das Schönste dabei ist: Herkunft und Religion spielen keine Rolle – wir sind wie eine grosse Familie, die füreinander da ist. Da kommt es schon mal vor, dass die Jungs zu Hilfe eilen, wenn ich etwas Schweres am Tragen bin. Das heisst aber nicht, dass ich alles durchgehen lasse. Wenn ich sehe, dass sie sich oder andere mit ihrem Verhalten auf dem Pausenhof oder im Treppenhaus in Gefahr bringen, gibt es kein Pardon. ○



Gerhard Kuster
Leiter Technischer Dienst, Domicil Schwabgut, Bern
Buongiorno Bella Italia

Seit 2007 können betagte Italienerinnen und Italiener ihren Lebensabend in unserer speziellen mediterranen Abteilung verbringen. Die Sprache, das Essen, aber auch der omnipräsente italienische Staatsender Rai Uno lassen erahnen, dass hier keine Schweizer Seniorinnen und Senioren wohnen. Manchmal reicht aber auch schon ein Blick in die unterschiedlich eingerichteten Zimmer, um den Kontrast zu erfassen: Das ist so, als würde man die katholische Kirche mit der reformierten vergleichen (lacht). Dieses familiäre Umfeld unter Landsleuten hilft den Menschen, ihr Heimweh zu lindern. Selbstverständlich bin ich als Leiter Technischer Dienst in erster Linie für das tadellose Funktionieren der Infrastruktur im und ausserhalb des Alterszentrums verantwortlich. Aber ohne Kontakt zu den Bewohnerinnen und Bewohnern geht gar nichts. Traurig bin ich nicht darüber, denn gerade diese sozialen Kontakte mit Menschen aus allen Herren Ländern, auch unser Team ist multikulturell, sind für mich unbezahlbar und vor allen Dingen inspirierend. ○

Aus den Schlagzeilen *Die Längi in Pratteln galt lange als Problemquartier. Dank umsichtiger Entwicklungsmaßnahmen im Zuge des Bundesprogramms Projets urbains wendet sich das Blatt – auch unter tatkräftiger Mitwirkung der Bewohnerinnen und Bewohner.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

FOTO: ZVG



Gemeinsam: Gross und Klein arbeiten an Prattelns Zukunft.

Täglich donnern mehr als 100 000 Fahrzeuge über die Autobahn bei Pratteln. Was die sonnenhungrigen Nordländer auf der Reise in den Süden oder die Camionneurinnen auf der Fahrt in den Norden nicht ahnen: Sie tragen zum Aussenseiterdasein des Längiquartiers in Pratteln bei. Getrennt durch die A2 liegt der Ortsteil weitab des restlichen Siedlungsgebietes. «Das hat mit dazu beigetragen, dass das Quartier mit erhöhtem Anteil an sozial benachteiligten Personen im Dorf fast etwas vergessen ging», blickt Marcel Schaub, Abteilungsleiter Dienste und Sicherheit auf der Gemeindeverwaltung, zurück. Spätestens seit den 1990er-Jahren sorgte das Quartier landesweit immer wieder für Negativschlagzeilen. Man habe fast schon darauf gewartet, bis es in der Längi wieder einmal «tätscht», weiss Schaub und nennt neben Jugendgangs vor allem Nachbarschaftskonflikte, Probleme mit Littering oder unbeaufsichtigt spielende Kinder als Phänomene jener Zeit. «Dabei galt

das in den 1960er-Jahren entstandene Einwandererquartier ursprünglich als modernes Vorzeigeprojekt», so Schaub. Und heute? Die Längi zeigt wieder ein hübscheres Gesicht. «Zusammen mit der engagierten Quartierbevölkerung und dank breit abgestützter Massnahmen ist es uns über die letzten Jahre gelungen, die Brennpunkte Schritt für Schritt zu entschärfen und die Längi zu einem freundlicheren Ort zu machen.»

Steilpass aus Bern

Die Initialzündung für diese erfreuliche Wandlung kam aus Bern. Der Bundesrat lancierte 2008 im Zuge des neuen Integrationsgesetzes das fachstellenübergreifende Programm Projets urbains. Gesteuert vom Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) und unter Beteiligung des Staatssekretariats für Migration, des Bundesamts für Wohnungswesen, der Fachstelle für Rassismusbekämpfung und der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen sollte es in ausgesuchten kleinen bis mittelgrossen Städten und Agglomerationsgemeinden für eine positive Integrationsdynamik sorgen. Das Ziel: mit interdisziplinären Quartierentwicklungsprojekten und unter Mitwirkung aller Beteiligten die Lebensqualität nachhaltig verbessern.

Von Aarburg über Pratteln und Rorschach bis Yverdon-les-Bains liessen sich in der Folge 16 Gemeinden für das Vorhaben begeistern. Mit Erfolg, wie Josianne Maury, Verantwortliche im ARE, bestätigt: «Unsere Absicht, mit den Massnahmen langfristige Wirkung zu erzeugen, ist auf bestem Weg. Alle teilnehmenden Kommunen haben sich dazu verpflichtet, die Quartierförderung nach Ablauf der vier oder acht Projektjahre in die Regelstrukturen zu übernehmen – das ist gelungen», freut sie sich und sieht die Bundesbeiträge gut investiert. Die Gemeinden mussten den doch recht grossen Projektaufwand nicht alleine tragen. Zusammen mit den Kantonen, wie Basel-Landschaft, leistete der Bund namhafte

ANZEIGE



Deutschkurse auf allen Niveaustufen – bessere Integration und mehr Chancen im Beruf

An der Klubschule Migros beginnen regelmässig Deutschkurse auf allen Niveaustufen (A1–C2).

Wir führen Sie professionell und zielgerichtet zu den telc-Zertifikaten (A1–C1), deren Prüfungen in unserer Institution

durchgeführt werden. Ausserdem bietet die Klubschule Vorbereitungskurse für die Diplome des Goethe-Instituts an. Verschiedene Aktivitäten ausserhalb des Unterrichts fördern zudem die soziale Vernetzung und Integration.

Infos und Anmeldung unter Tel. 0844 844 900 oder klubschule.ch

klubschule

MIGROS

finanzielle Beiträge. «Aber auch von unserem technischen Know-how und vom institutionalisierten Erfahrungsaustausch zwischen den Teilnehmenden konnte man profitieren», ergänzt Maury.

Fruchtbarer Dialog

«Der aktive Austausch und Wissenstransfer steht am Anfang des Erfolgs», schätzt Schaub die Rolle des Bundes. Er hat das Projekt auf Gemeindeebene von Anfang an betreut und will die Aussage ganz grundsätzlich verstanden wissen. «Zu Beginn stiess unser Vorhaben in der Politik, in der Verwaltung und unter den rund 16 000 Prattlerinnen und Prattlern nicht nur auf Gegenliebe» betont er. Man habe viele Gespräche führen und Überzeugungsarbeit leisten müssen. Für das Projekt urbain als Ganzes, aber immer wieder auch für Teilprojekte, wofür teilweise auch Liegenschaftseigentümer gewonnen werden mussten – etwa bei der Erstellung von zeitgemässen Spielplätzen in Wohnüberbauungen. «Mit jedem Teilerfolg nahm der Widerstand ab, und heute freuen sich selbst Kritikerinnen und Kritiker der ersten Stunde offen und ehrlich über die Resultate», sagt Schaub sichtlich stolz.

Notwendige Vernetzung

Im Längiquartier liegt der Ausländeranteil bei 63 Prozent. Ein vielfältiger Mix, der Herausforderungen birgt, aber auch viel Potenzial, das vor dem Projektstart brach lag. «Die Bevölkerung wurde deshalb immer wieder aktiv in den Entwicklungsprozess miteinbezogen. Zum Beispiel mit Workshops», sagt Schaub. «Mit der Absicht, im Quartier auch ein langfristiges Netzwerk aufzubauen und Selbsthilfe zu fördern.» Als Dreh- und Angelpunkt dafür ist im März 2015 der Quartiertreffpunkt Längi eingerichtet worden. Eine Betriebsgruppe, bestehend aus Interessierten aus dem Quartier, erstellt gemeinsam mit Fachpersonen der Gemeinde das Programm. Auch Rabia Lakouis engagiert sich darin. Wöchentlich unterstützt die 42-jährige Pflegehelferin Schülerinnen und Schüler unterschiedlichster Muttersprache mit Französischnachhilfe. «Es ist mir ein Anliegen, dass wir füreinander da sind», sagt die Marokkanerin, die seit 2011 in der Längi lebt. «Durch unsere Präsenz erfahren wir von den Bedürfnissen, die in künftige Angebote einfließen können. Verbesserungspotenzial gibt es immer», meint die Vielbeschäftigte, die auch noch eine Frauengruppe betreut. Um die Aktivitäten in den Quartieren anzustossen, zu begleiten und zu koordinieren, hat die Gemeinde Stellenprozente für die Quartierarbeit geschaffen.

Ein regelrechter Exportschlager aus der Längi ist das «Feriendorf». Kinder und Jugendlichen aus ganz Pratteln gehen während den Frühjahrs- und Herbstferien jeweils für eine Woche nicht nur ihrem Spieltrieb nach, sondern erkunden und analysieren auch das Quartier. «Sie sagen, was ihnen gefällt, wo die Probleme liegen und was es zu verbessern gilt», weiss Schaub. Er freut sich, dass diese Längi-Idee heute in ganz Pratteln auf Anklang stösst und alternierend auch in den anderen Quartieren stattfindet. «Auch die frühe Förderung ist erst durch die Entwicklungsarbeit in der Längi für ganz Pratteln zum Thema geworden und heute fixe Aufgabe in der Verwaltung», ergänzt er.

Zu einem guten Austausch mit Lebensqualität in Wohnumfeldern gehören benutzerfreundliche und sinnvoll gestaltete öffentliche Räume. Auch dieses Thema hat die Gemeinde zusammen mit der Bevölkerung angepackt. Der neue Spielplatz Wyhlenstrasse ist zum Beispiel nach Plänen von Kindern vom Zivilschutz erstellt worden. «Attraktive Aussenräume wie dieser oder die nun geplante Begegnungszone Längistrasse mit Quartierplatz verleiten auch weniger zu unsachgemässer Abfallentsorgung», sagt Schaub, der diesbezüglich eine massive Verbesserung festgestellt hat.

Gefestigte Strukturen

Weil in der Längi so gute Erfahrungen gemacht worden sind, hat die Gemeinde das Projekt urbain 2012 auf zwei weitere Quartiere ausgeweitet und die Quartierarbeit heute in der Verwaltung fest verankert. «Die Erfolge stellen sich nur ein, wenn wir das alte Gartenhagdenken überwinden können und alle Verantwortlichen aus unterschiedlichen Bereichen zusammenarbeiten», zieht Schaub seine Lehren aus den acht Jahren Projekt urbain. In Pratteln sei das ebenso eine Herausforderung wie in den meisten Verwaltungen, meint er. Der vorbildliche Verwaltungsansatz heisse folglich: «Alle Fragen der Quartierentwicklung werden abteilungsübergreifend behandelt. Ein geeignetes Vorgehen wird gemeinsam entwickelt unter Einbezug des Fachwissens der verschiedenen Beteiligten.» Auf dass damit auch in Zukunft Brücken über die trennende Autobahn geschlagen werden und die Längi für positive Schlagzeilen sorgt. ○

→ www.projetsurbains.ch

→ www.pratteln.ch – Quartierentwicklung

ANZEIGE



Bildungsangebote im Sprach-, Berufsbildungs- und Informatikbereich



Deutsch und Berufsbildung

- **Alphabetisierung**, Basel, Bern, Solothurn
- **Intensivkurse auf A1 bis C1**
Basel, Bern, Solothurn
- **Standardkurse am Morgen, Nachmittag, Abend und Samstag auf A1 bis C1**
Basel, Bern, Solothurn
- **Kurse in Betrieben**
Basel, Bern, Solothurn
- **TELC-Prüfungen auf A1 bis C1**
Basel, Bern, Solothurn
- **Integrationskurse für neu zugezogene Migranten**, Basel, Bern, Solothurn
- **Textwerkstatt** in Basel
- **Berufsbezogene Deutschkurse** in Basel, Bern, Solothurn
- **Wegweiser Schweiz**, Solothurn
- **Fachkurse in den Bereichen Verkauf, Gastronomie, Reinigung, Hauswirtschaft** Basel, Bern, Solothurn
- **CNC für Operateure, Drehen, Fräsen, Programmieren**, Solothurn
- **World Wide Women**, Bildungsgang für qualifizierte fremdsprachige Frauen, Basel

Informatik

- **PC Einstieg: Es ist nie zu spät!**
Basel, Bern, Solothurn
 - **PC-AnwenderIn Base**
Basel, Bern, Solothurn
 - **PC-AnwenderIn Standard**
Basel, Bern, Solothurn
 - **Digitale Fotografie**
Basel, Bern, Solothurn
 - **Web Designer**
Basel, Solothurn
- www.ecap.ch / www.ecap-kurse.ch

Auskünfte und Anmeldung

ECAP Basel
Clarastrasse 17
4005 Basel
Tel 061 690 96 26
infos@ecap.ch

ECAP Solothurn
Biberiststrasse 24
4500 Solothurn
Tel 032 622 22 40
info@ecap.ch

FORMATIONE Bern

Freiburgstrasse 139c
3008 Bern
Tel 031 381 81 33
info@ecap.ch



40 588

**in der Schweiz wohnhafte
Personen mit einer Aufent-
halts- oder Niederlassungs-
bewilligung haben 2015
die schweizerische Staats-
bürgerschaft erworben.**

Neuer Pass, neue Heimat? 1992 floh der fünfjährige Artan Morina mit seiner Familie vor dem Krieg in Ex-Jugoslawien. Wenn der gebürtige Mazedonier heute Heimat sagt, meint er Basel.

TEXT:
SIMONE LAPPERT
FOTO:
CLAUDIA LINK

Es ist ein heisser Tag, und Artan Morina freut sich auf ein kühles Feierabendgetränk im Schatten der Caf marquise. Der lebhaft 28-Jährige ist gut gelaunt und etwas ausser Atem, gerade sass er noch im Büro der kantonalen Immobilienverwaltung, dort stapelt sich die Arbeit. Morina ist stolz auf diese Stelle und die Zielstrebigkeit, der er sie zu verdanken hat, wie er im Gespräch betont.

Als er 1992 fünfjährig mit seinen Eltern vor dem Krieg in Ex-Jugoslawien floh und im Kleinbasel in einer 1-Zimmer-Wohnung landete, sahen die Perspektiven nicht eben rosig aus. Auch in der Schule habe man Kinder wie ihn dazu angehalten, die Erwartungen in die Berufsbildung niedrig zu setzen, sich höchstens für eine Anlehre zu bewerben, so Morina. Was Integration angeht, sieht er im Bildungssystem einigen Verbesserungsbedarf: «Als Kind habe ich mich sehr isoliert gefühlt. Der Erste, der mir Deutsch beigebracht hat, war ein Türke.»

2003 konnte sich die Familie einbürgern lassen; Morina erinnert sich noch genau an das gemeinsame Lernen für den Test. Am Gefühl der Nichtzugehörigkeit habe aber auch der Schweizer Pass zunächst nichts geändert, sagt er. Jedoch habe er schon damals deutlich gemerkt, dass auf den Schweizer Pass anders reagiert werde, als auf den Mazedonischen. Es ist kein Geheimnis: Die Hürden auf dem Weg zur Einbürgerung sind in der Schweiz erheblich höher als in anderen Ländern. Nach einem jahrelangen Rückgang ist deren Zahl in den letzten zwei Jahren jedoch wieder gestiegen: 2015 haben 40 588 Personen einen Schweizer Pass erhalten – das entspricht einem Anstieg von knapp 19 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Die Zunahme ist gemäss dem Bundesamt für Statistik in erster Linie auf seit Langem in der Schweiz lebende, hier aufgewachsene oder mit einem Schweizer Ehepartner verheiratete Ausländerinnen und Ausländer zurückzuführen.

Die Hürden auf dem Weg zur Einbürgerung sind in der Schweiz erheblich höher als in anderen Ländern.

An Morinas Zugehörigkeitsgefühl sollte sich jedoch erst während der KV-Lehre etwas ändern, um die er sich trotz Abraten seiner damaligen Lehrerin beworben hatte. Hier kn pfte er erste Freundschaften mit Schweizern, rückblickend eine grundlegende Erfahrung. Besonders drei Frauen hätten ihn unter die Fittiche genommen und ihm viel geholfen. «Sie haben mir unter anderem beigebracht, dass es nirgendwo hinf hrt, den Macho zu spielen», sagt er lachend. Dass sich besagte Lehrerin Jahre später bei ihm um eine Wohnung beworben habe, erzählt er versöhnlich schmunzelnd.

Eine Ablehnende Haltung liege ihm fern und wo er ihr begegne, versuche er, gegenzusteuern, sei es durch Engagement im Jugendrotkreuz oder im sozialen Umfeld. «Viele Jugendliche mit Migrationshintergrund fühlen sich ausgeschlossen, wie ich damals. Ich versuche, ihnen zu vermitteln, wie wichtig es ist, den Austausch zu suchen.» Morinas Beharrlichkeit hat sich auch in seiner eigentlichen Leidenschaft bezahlt gemacht, der Schauspielerei. Mit leuchtenden Augen erzählt er davon, wie er es in acht Jahren vom Statisten zum Darsteller gebracht hat, zuletzt sogar im Schweizer Tatort, demnächst im Kinofilm «Goliath». Dass er dabei oft den Bad Guy vom Balkan geben muss, sieht er als Teil der beruflichen Herausforderung. Was seine Identität im echten Leben angeht, hat er zumindest eine Herausforderung gemeistert: «Lange habe ich mich gefragt, wer ich bin und wo ich hingehöre. Mittlerweile weiss ich, dass ich Schweizer bin, nicht nur auf dem Papier. Wenn ich auswärts war und am Badischen Bahnhof die Autobahnausfahrt nehme, spüre ich: Jetzt bin ich daheim.» ○



Besser durchmischt *Im Kanton Basel-Stadt ist die Fachstelle Diversität und Integration der Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung unterstellt. Abteilungsleiter Thomas Kessler erklärt, warum das sinnvoll ist.*

INTERVIEW: GÜVENGÜL KÖZ BROWN

MIX: Herr Kessler, inwiefern hat Ihre Funktion als Leiter Kantons- und Stadtentwicklung mit Integration zu tun?

Thomas Kessler: Sehr viel, denn Zuwanderung war schon immer ein wichtiger Treiber von Entwicklungen. Ohne sie gäbe es weder Wirtschaftswachstum noch städtebauliche Veränderungen. Bereits im 19. Jahrhundert waren Migrationsbewegungen massgeblich dafür verantwortlich, dass Grossstädte wie Basel entstanden sind. Entsprechend kann Stadtentwicklungspolitik nicht von Migrationsthemen getrennt betrachtet werden. Sobald sich Menschen an einem Ort niederlassen, muss Wohnraum vorhanden sein, aber auch sichergestellt werden, dass diese Menschen Zugang zum Arbeitsmarkt, zum Gesundheitssystem und zu Bildungs- und Kultureinrichtungen haben. Diese Komplexität erfordert einen departementsübergreifenden Ansatz. Wir erfüllen diese Querschnittsaufgabe, indem wir die Integrationsmassnahmen zu Information, Beratung, Bildung und Arbeit bündeln und mit der Unterstützung der Quartierentwicklung abstimmen.

MIX: In Basel-Stadt wurden in den letzten Jahren in vielen Quartieren Aufwertungsmassnahmen umgesetzt. Warum war das nötig?

TK: In den 1980er- und 1990er-Jahren zogen viele Menschen aus Basel weg – vor allem junge Familien aus der Mittelschicht. Einzelne Quartiere begannen zu stagnieren, unter anderem auch, weil Hauseigentümer nicht mehr in den Unterhalt ihrer Immobilien investiert haben. Erschwerend hinzu kam die offene Drogenszene.

Deshalb beschloss die Regierung damals, diese sichtbaren Probleme grundsätzlich anzugehen und nicht nur die Symptome mit polizeilichen Massnahmen zu bekämpfen. Nötig waren strukturelle Veränderungen, die auch den Wohnraum selbst und das Wohnumfeld tangierten.

MIX: Gentrifizierungsgegner behaupten, dass solche Aufwertungsstrategien die soziale Segregation fördern, statt sie zu bekämpfen. Was entgegnen Sie solchen Vorwürfen?

TK: Das Gegenteil stimmt, die Segregation nimmt in Basel kontinuierlich ab. Neben der Stadtteilentwicklung haben wir in den letzten Jahren die Frühförderung und die Sozialpolitik weiter gestärkt: Mehrere hundert Millionen Franken Steuergelder werden jährlich transferiert zur Unterstützung von sozial Schwachen. Im vergangenen Jahr wurden alleine Familien mit mindestens einem Kind mit Mietzinsbeiträgen von insgesamt 9,5 Millionen Franken unterstützt. Die Erhebungen des Statistischen Amtes zeigen die Wirkung: Ausländerinnen und Ausländer in Basel-Stadt waren 2015 weniger stark auf einzelne Kantonsgebiete konzentriert als noch 2006; der Kanton ist heute also durchmischter als früher. Zudem werden die Quartierbewohner in die Entwicklungsprozesse miteinbezogen, damit ihre Bedürfnisse rechtzeitig in die Planung einfließen.

MIX: Dann ist alles in Butter?

TK: Nein, trotz Fortschritten gibt es in Basel und der ganzen Schweiz Siedlungen, wo viele sozial benachteiligte Familien konzentriert zusammen leben und keine wirkliche Chancengerechtigkeit haben. Zudem nehmen die Leistungsanforderungen in der Wirtschaft ständig zu, sodass der gesellschaftliche Zusammenhalt und die Sicherung echter Bildungschancen immer wichtiger werden. Mit Erziehungsunterstützung, Frühförderung, Nachbarschaftshilfe und Quartierentwicklung müssen wir es schaffen, allen Kindern Perspektiven zu geben.

NEUES INDIKATORENPORTAL

Wie viele Menschen leben in Basel-Stadt? Wie hoch ist die Sozialhilfequote im Kanton? Wie hoch ist die Konzentration der Ausländerinnen und Ausländer in den verschiedenen Quartieren? Antworten auf diese und weitere statistische Fragen sind auf einem neuen Portal des Statistischen Amtes abrufbar. Aktuell stehen 126 interaktive Grafiken aus den Bereichen Integration, Gesellschaftlicher Zusammenhalt, Wohnraum und Wohnviertel zur Verfügung. Verschiedene Such- und Filterfunktionen sorgen für einen benutzerfreundlichen Zugang. Die Indikatoren werden regelmässig aktualisiert und das Angebot laufend erweitert. → www.statistik.bs.ch/indikatorene

ANZEIGEN

Deutschkurse mit Kinderbetreuung

K5 Basler Kurszentrum für Menschen aus fünf Kontinenten



Deutsch SOFORT | Alphabetisierung SOFORT
und Deutsch am Abend | mit Gutschein Basel-Stadt gratis
Deutsch für Schwangere und Mütter

Gundeldingerstrasse 161 | 4053 Basel
briefkasten@k5kurszentrum.ch

www.k5kurszentrum.ch

Die MIX tweetet und postet auch!

www.twitter.com/mix_magazin
www.facebook.com/mixmagazin



Ungewohnte Gepflogenheiten *Anerkannte Flüchtlinge müssen auf eigenen Beinen stehen können. Mit Wohnkursen erleichtert ihnen die Heilsarmee den Einstieg. Ein Besuch im Emmental.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Das Wohnzimmer im Mehrfamilienhaus am Ende einer langen Strasse und am Übergang zu weiten Wiesen und Feldern ist einfach eingerichtet. Ein Sofa, zwei Ikea-Tischchen, Vorhänge. Normalerweise teilen es sich Asmara* und Kidane, die beiden Mieter der schlichten Dreizimmerwohnung in Oberburg. Heute sitzt hier aber eine weit grössere Runde von einem Dutzend Männern, einer Frau und der 2-jährigen Zewdi beisammen und füllt mit den zusätzlich organisierten Stühlen den ganzen Raum. Kaffee gibt es vorerst keinen. Erstens, weil es dafür auf den mit Müll übersäten Salontischchen keinen Platz gibt, und zweitens, weil die Gruppe eritreischer Flüchtlinge konzentriert arbeitet. «Keine Sorge, der Abfall ist nicht frisch aus der Mülltonne und fein säuberlich gewaschen», beruhigt Saskia Häfliger die Anwesenden

Flüchtlinge lernen, welcher Abfall wie, wann und wo richtig recycelt oder entsorgt wird.

und zeigt auf die leeren Milchflaschen, Aludosen, Batterien sowie weitere Anschauungsmaterialien. Die Sozialarbeiterin und Erwachsenenbildnerin leitet den «Integrationskurs Wohnen» der Heilsarmee Flüchtlingshilfe und unterrichtet die Frauen und Männer an einem ganzen Tag in Theorie und Praxis über hiesige Gepflogenheiten wie Nachbarschaftspflege, Hausordnungen,

WG-Leben, Energieverbrauch, Reinigungsarbeiten, Unfallverhütung oder – Abfallentsorgung. «In der Schweiz ist Letzteres ein wichtiges Thema und führt bisweilen auch unter Einheimischen zu Streitereien», erklärt sie, weshalb er im Kurs im wahrsten Sinne so viel Platz einnimmt. «Aber auch aus Rücksicht vor der Natur und zum Schutz des Portemonnaies – wegen der Abfallgebühren», ergänzt Häfliger, bevor alle lernen, welcher Abfall wie, wann und wo richtig recycelt oder entsorgt wird. Bei Sprachproblemen übersetzt jemand aus der Runde oder die Begleitunterlagen mit vielen Abbildungen und Piktogrammen helfen weiter.

Auf gute Nachbarschaft

Der Kurs, der im zentralen Bildungszentrum Lern-Punkt der Heilsarmee auch öffentlich angeboten wird, findet heute in Oberburg statt, weil alle Anwesenden in einer vom Sozialwerk betreuten Wohnung in der Region leben. Im Kanton Bern sollten Flüchtlinge spätestens 120 Tage nach einem positiven Anerkennungsentscheid eigene vier Wände beziehen. Das ist nicht immer einfach und manchmal fast unmöglich. Die Heilsarmee unterstützt sie dabei, indem sie als Vertrauens-trägerin selbst mehrere Wohnungen anmietet und dann untervermietet. Dies in enger Zusammenarbeit mit der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons und mit dem Anliegen, dass der Übergang ins eigenständige Leben gut gelinge und die Beziehung zur Nachbarschaft nicht unnötig auf die Probe gestellt würde, erklärt Karin Hänni von der Fachstelle Unterbringung der

Heilsarmee: «Deshalb sind wir in unseren 70 Wohnungen immer wieder vor Ort, erklären oder bieten Hand bei Problemen. Dazu gehört auch der obligatorische Wohnkurs.» Bösen Willen bei Scherereien habe sie bisher nie erkannt, «aber je nachdem woher und aus welchen Verhältnissen die Menschen kommen, kennen sie schlichtweg unsere Gepflogenheiten nicht, heizen vielleicht zu viel oder lüften zu lange, verwenden zu scharfe Putzmittel oder hören nach 22 Uhr noch laut Musik». Kursobligatorium hin oder her: Die Teilnehmenden schätzen das Angebot und folgen Saskia Häfliger konzentriert und gut gelaunt. Für grosses Gelächter sorgt der Recycling-Praxistest. Als Einziger versagt ausgerechnet der MIX-Besucher und sortiert eine ausgediente Deospraydose falsch ein. Ernsthafteres Kopferbrechen beschert hingegen ein adressiertes Kuvert: ins Altpapier oder in den Müll? «Vielleicht mache ich ja etwas falsch und im Altpapier sehen dann alle meinen Namen», zeigt sich Biniam besorgt. Eine weitere Knacknuss, die sich auch Einheimischen stellen dürfte. ○

* Alle Namen der Kursteilnehmenden von der Redaktion geändert

→ www.fluechtlingshilfe.heilsarmee.ch

ANZEIGEN

Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt
Mittelschulen und Berufsbildung

Lerne Deutsch, Mathematik oder Fremdsprachen

Allgemeine Gewerbeschule Basel
Bilden Sie sich mit uns weiter.
Neue Kurse: 23. Januar – 29. Juni 2017
Anmeldeschluss: Freitag, 13. Januar 2017
www.agsbs.ch

KKF OCA
Kirchliche Kontaktstelle für Flüchtlingsfragen
Office de consultation sur l'asile

**«Flucht und Asyl»
Information und Sensibilierung**

Das Bildungsteam der KKF besucht Ihre Schule oder Institution und widmet sich in einer 2- bis 4-stündigen Veranstaltung dem Thema Flucht und Asyl. Dabei gehen unsere Fachpersonen auf Ihre Bedürfnisse ein, vermitteln Fakten und Hintergrundwissen zum Thema, zeigen Zusammenhänge auf und geben einen Einblick in die Lebenswelten von Geflüchteten.
Das kostenlose Angebot richtet sich an Berufs- und Mittelschulklassen, Kirchgemeinden und weitere Interessierte im Kanton Bern.

Mehr Informationen: www.kkf-oca.ch oder 031 385 18 04



Integratives Fitnessprogramm Mit dem kantonalen Integrationsprogramm (KIP) machen sich Bündner Gemeinden fit für die kulturelle und sprachliche Vielfalt. Worum es dabei geht, erzählt Jan Diener, stellvertretender Gemeindeschreiber von Arosa, im Interview.

TEXT: SIMONE LAPPERT

MIX: Herr Diener, die Gemeinden und Einwohnerkontrollen im Kanton Graubünden möchten sich fitter machen für den Umgang mit kultureller und sprachlicher Vielfalt. Was gab den Anstoss?

Jan Diener: Im Kanton Graubünden gibt es viele saisonale Stellen, die mit ausländischen Arbeitskräften besetzt sind, besonders im Bau- und Gastgewerbe. Da diese Menschen erfahrungsgemäss eher unter sich bleiben, ist es wichtig, sie zu ermutigen, Deutsch zu lernen und es auch aktiv anzuwenden. Manche sind bereits viele Jahre hier und sprechen beispielsweise nur Portugiesisch. Gerade bei Behördengängen ist es aber für beide Seiten notwendig, dass die Anliegen verstanden werden.

PROGRAM DA FITNESS INTEGRATIV EN IL CHANTUN GRISCHUN

Cun il program chantunal d'integraziun (PCI) guardan vischnancas grischunas sco Arosa dad esser fit per s'occupar en moda professiunala cun la diversità culturala e linguistica. Gist sin la via tras las instanzas saja necessari per tuttas duas varts che las intenziuns vegnian chapidas, di Jan Diener, vicechanzlist communal d'Arosa, en l'intervista. Impurtant saja er da render attent las personas immigradas a las purschidas da lingua e d'integraziun e da metter a disposiziun infurmaziuns communalas. Ultra da quai collavura Arosa cun personas decisivas, q.v.d. cun migrantas e migrants che sustegnan lur cumpatriotas e cumpatriots en il process d'integraziun. «Nossas collavuraturas e noss collavurators han plinavant visità ils curs da perfecziunament davart «communicaziun interculturala» per sa sensibilisar per las differenzas culturalas», uschia Diener.

MIX: Wie sieht das neue integrative Fitnessprogramm konkret aus?

JD: Zuerst schaut man: Wer ist da? In Arosa sind es vorwiegend Portugiesinnen und Portugiesen, aber auch die Zahl der Menschen aus den Oststaaten nimmt zu. Den Bedürfnissen entsprechend erarbeiten wir eine Broschüre mit den wichtigsten Anlaufstellen. Unsere Mitarbeitenden haben ausserdem die kantonalen Weiterbildungskurse zu «Interkultureller Kommunikation» besucht, um das Bewusstsein für kulturelle Unterschiede zu schärfen, eine gute Sache, auch für langjährige Angestellte. Denn Gleiches sagen heisst nicht immer Gleiches meinen. Auch im Bereich Frühförderung wird viel gemacht, denn Sprache ist etwas vom wichtigsten für die Integration. Man überlegt nun, wie man vermehrt auch Erwachsene auf Kursangebote aufmerksam machen kann. Zudem arbeiten wir mit Schlüsselpersonen, das heisst mit Migrantinnen und Migranten, die Bekannte bei Behördengängen zum Übersetzen begleiten, auf Anfrage auch Menschen, die sie nicht kennen.

MIX: Gibt es Unterschiede zwischen den Gemeinden in der Umsetzung des Integrationsprogramms?

JD: Es hängt von der jeweiligen Gemeindegrösse ab, welche Möglichkeiten man wahrnehmen kann, manche machen jedes Jahr einen Begrüssungsapéro, andere beschränken sich auf die Abgabe von Informationen.

MIX: Welche positiven Veränderungen nehmen Sie wahr?

JD: Der Integrationsgedanke ist mehr im Bewusstsein. Die Menschen im Asylzentrum werden beispielsweise bedacht, wenn es um kleinere Arbeiten wie beim kommunalen Werkdienst oder das Wischen von Einstellhallen geht, und so ins Gemeindeleben integriert.

MIX: Welche Lücken müssten noch geschlossen werden?

JD: Für Kinder und Jugendliche gibt es Vergünstigungen für Vereinsteilnahmen, was aktiv genutzt wird. Da müssten wir die Erwachsenen noch mehr einbinden, denn gerade das sind Gelegenheiten, die Sprache zu nutzen und Teil einer Gemeinschaft zu sein.

MIX: Gibt es ermutigende Erfolgserlebnisse?

JD: Man merkt, dass die Massnahmen greifen. Zugezogene fühlen sich gut betreut, notwendige Informationen sind da und schneller bei der Hand. Auch das interne Bewusstsein ist sensibilisiert: Ich mache diesen Job schon lange, aber mir war nicht klar, dass es so viele Missverständnisse geben kann, die sich mit einfachen Mitteln verhindern lassen. ○

ANZEIGEN

Sprachkurse mit dem gewissen Etwas:

Im **LERNFORUM** lernen
Sie Sprachen ganz anders.



SPRACHEN | NACHHILFE | PRÜFUNGSVORBEREITUNG

LERNFORUM
SPRACHEN | NACHHILFE | PRÜFUNGSVORBEREITUNG

Calandastrasse 38 · 7000 Chur
Telefon 081 353 63 62
www.lernforum.ch

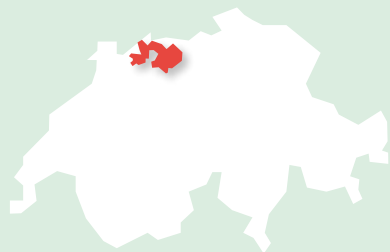
EDUQUA

beraten
informieren
übersetzen

Neuer Name!
Die GGG Ausländer-
beratung Basel
heisst jetzt
GGG Migration

T 061 206 92 22
Eulerstrasse 26
4051 Basel
www.ggg-migration.ch

GGG Migration



Vernetzen und übersetzen *Mit dem vom Kanton initiierten Projekt «communis – Integration gemeinsam mit den Gemeinden» setzt Münchenstein auf interkulturelle Vermittlerinnen und Vermittler aus der Bevölkerung.*

TEXT: JACQUELINE BECK

Es war ein besonderer Moment, als Anfang Juli 2016 sieben neue Mitarbeitende bei der Gemeinde Münchenstein ihre Arbeitsverträge unterschrieben. Stolz und eine ausserordentliche Motivation habe sie gespürt, erzählt Kristine Sprysl, Leiterin der Abteilung Soziale Dienste. Denn die drei Personen aus Eritrea und je eine aus Afghanistan, Syrien, der Türkei und dem Kosovo sollen eine wichtige Rolle übernehmen: Sie werden ihre Landsleute dabei unterstützen, in einem neuen Alltag Fuss zu fassen.

Wenn die angehenden Kulturvermittlerinnen und -vermittler im Herbst ihre vom Kanton mitfinanzierte Schulung absolvieren, beginnt die Umsetzungsphase eines Prozesses, der mit Elan vorangetrieben wurde. Der Anstoss kam von Seiten des Kantons, der mit seinem Projekt «communis» beabsichtigt,

die Ziele aus dem ersten Kantonalen Integrationsprogramm (2014–2017) auf kommunaler Ebene zu verankern. Vertreter der örtlichen Behörden

und des Fachbereichs Integration Basel-Landschaft erarbeiteten gemeinsam ein Strategiepapier mit Empfehlungen, das auf die spezifischen Bedürfnisse und Möglichkeiten der jeweiligen Gemeinde reagiert.

Nutzen, was schon vorhanden ist

«Die wichtigste Erkenntnis war: Es wird jetzt schon sehr viel geleistet», fasst Sprysl den fruchtbaren Austausch innerhalb der Arbeitsgruppe zusammen. Münchenstein zählt rund 12 000 Einwohner aus 89 verschiedenen Nationen, rund 23 % der Bevölkerung haben einen Migrationshintergrund. Neben der Verwaltung sind zahlreiche kirchliche, private und gemeinnützige Organisationen im Integrationsbereich aktiv – was fehlte, war eine zentrale Koordination und Vernetzung der Angebote.

Diese Aufgabe hat Mitte August die in der Gemeinde neu geschaffene Fachstelle Integration übernommen. Begleitet wird sie von einem Fachrat, der alle involvierten Akteure vereint und sich zweimal jährlich trifft. Die Stossrichtung ist klar: Man möchte eine Willkommenskultur schaffen, die «die Betroffenen zu Beteiligten macht», wie Sprysl es formuliert.

Hier kommen die Vertreterinnen der zugewanderten Communitys ins Spiel: Selbst seit einigen Jahren in der Schweiz wohnhaft, wissen sie genau, was ein Ankommen aus ihrem Herkunftsland bedeutet. Sie helfen im Kontakt mit Behörden, zeigen wichtige Anlaufstellen und nehmen Neuzugezogene zum Dorffest mit. So setzen sie die Schwelle herab, die mangels Sprachkenntnissen und Beziehungen zuweilen entsteht.

Identifikation mit dem eigenen Quartier

Um die Integration auf eine nachhaltige Basis zu stellen, möchte man darüber hinaus die Bewohnerinnen und Bewohner zu einer aktiven Mitgestaltung ihres Umfeldes animieren. Denn in gewissen Quartieren hat Münchenstein eine hohe Bevölkerungsfuktuation. Ende Jahr wird ein 15-köpfiger Ausländerrat gebildet, der den Puls spürt und Anregungen für neue Projekte einbringen kann. Er bezieht Vertretende aller grösserer Communitys wie diejenige aus Italien oder Sri Lanka mit ein.

«Ich merke zunehmend, wie wichtig es ist, die Leute teilhaben zu lassen», berichtet Kristine Sprysl. «Viele wollen sich einbringen, aber es fällt nicht allen gleich leicht.» Den Kulturvermittelnden kommt damit eine wahre Schlüsselfunktion zu: Sie tragen zu einem besseren Verständnis auf beiden Seiten bei. ○

Sie werden ihre Landsleute dabei unterstützen, in einem neuen Alltag Fuss zu fassen.

ANZEIGEN



Wir sind Ihr unabhängiger Partner

Sind Sie auf der Suche nach einer vollumfänglichen Betreuung für die Asylsuchenden Ihrer Gemeinde? Dann sind wir der richtige Partner:

Fachkompetenz

Sozialkompetenz

Objektivität

Unabhängigkeit

Rufen Sie uns an und wir erstellen gerne eine unverbindliche Offerte.

061 825 50 00
www.abs-ag.ch/asylwesen



Ihr Ansprechpartner
bei Integrations- und Migrationsfragen



Ausländerdienst Baselland
Bahnhofstrasse 16, 4133 Pratteln
Telefon 061 827 99 00
info@ald-bl.ch, www.ald-bl.ch

Stadt oder Land: Wo ist die Integration einfacher?

Der Röstigraben ist überwunden. Heute spaltet die Kluft zwischen Stadt und Land die politische Schweiz. Hüben wie drüben fragen sich Menschen, was eigentlich an der Sache dran ist. Feinsäuberlich werden Unterschiede zusammengetragen und gegeneinander abgewogen. Nicht



selten dominieren Klischees die Argumentation, wo es sich besser leben lässt, wer von wem mehr profitiert und wo die Schweiz am schweizerischsten ist. Klare Antworten gibt es keine – ausser in der Statistik, die besagt, dass hierzulande fast zwei Drittel aller Menschen in Städten und ihren Agglomerationen leben. Vielleicht ist die

Bewertungsunschärfe auch gut so, denn die Vor- und Nachteile eines Lebens in der Stadt oder auf dem Land gewichten alle anders. Persönliche Bedürfnisse und Gewohnheiten spielen genauso eine Rolle wie berufliche und soziale Abhängigkeiten. Die MIX stellt zwei Beispiele zur Debatte, die aufzeigen, wie unterschiedlich einzelne Aspekte gewichtet und wo geringere Integrationshürden erwartet werden.



Sagen auch Sie uns Ihre Meinung

→ www.facebook.com/mixmagazin

ILLUSTRATION: ISABEL PETERHANS



Städterin für immer Rosa Lili

Rocabado Rügger schätzt eine gewisse Anonymität.

Ursprünglich stamme ich aus einer gemütlichen Stadt und wohne nun wieder in einer gemütlichen Stadt. Seit ich in Bern lebe, ist es «meine Stadt». Ich fühle mich wohl hier, weil sie vieles gemeinsam hat mit Cochabamba in Bolivien, wo ich aufgewachsen bin. Beides sind zwar keine Metropolen, aber sehr vielfältige Städte, die etwas Anonymität im positiven Sinne bieten, das entspricht mir.

In einer ungewohnten Umgebung ein neues Leben anzufangen, braucht viel Energie und sorgt für grosse Emotionen. Es ist ein wenig wie neu geboren zu werden: nochmals lernen zu sprechen, zu gehen und vor allem Teil der neuen Gesellschaft zu werden. Für meinen persönlichen Neuanfang war die Stadt Bern ein sehr guter Ort. Es gibt hier viele Angebote, um die Sprache zu lernen, was ich damals als Mutter dreier Kinder sehr geschätzt habe. Ich konnte die Sprachschule besuchen, während mein Mann die Kinder betreute – Teamarbeit eben.

Als ich genügend Deutsch beherrschte, besuchte ich verschiedene Kurse und begann in einem Verein Sport zu treiben, was mir ermöglichte gleichgesinnte Leute kennenzulernen. Ich konnte mich in verschiedenen Projekten engagieren und einer Tätigkeit nachgehen, welche sich gut mit dem Familienleben vereinbaren liess, damals als die Kinder klein waren. Auch weil man/frau in der Stadt ja sehr mobil und flexibel unterwegs ist, nicht nur mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder dem Auto, auch zu Fuss oder mit dem Velo. Heute sind meine Kinder erwachsen und gehen ihre eigenen Wege. Mir war immer sehr wichtig, eine gewisse Freiheit zu haben, um wählen zu können, was ich wie, wo und mit wem tue. Das geniesse ich in der Stadt und fühle mich trotz Anonymität nicht «halbherzig» integriert oder «nur geduldet». Hier wählt man selbst, ob zugezogen oder nicht, wovon man ein Teil sein möchte und wovon nicht. Ich brauche diese Weite, die mir diese kleine, gemütliche Stadt schenkt. Ich bin wohl einfach ein Stadtmensch, eine «mujer urbana».

Rosa Lili Rocabado Rügger zog vor über 28 Jahren aus Bolivien in die Schweiz. Die Soziologin lebt in der Stadt Bern.



Landleben neu entdeckt Robert Home wünscht sich Nachbarn, die sich kümmern.

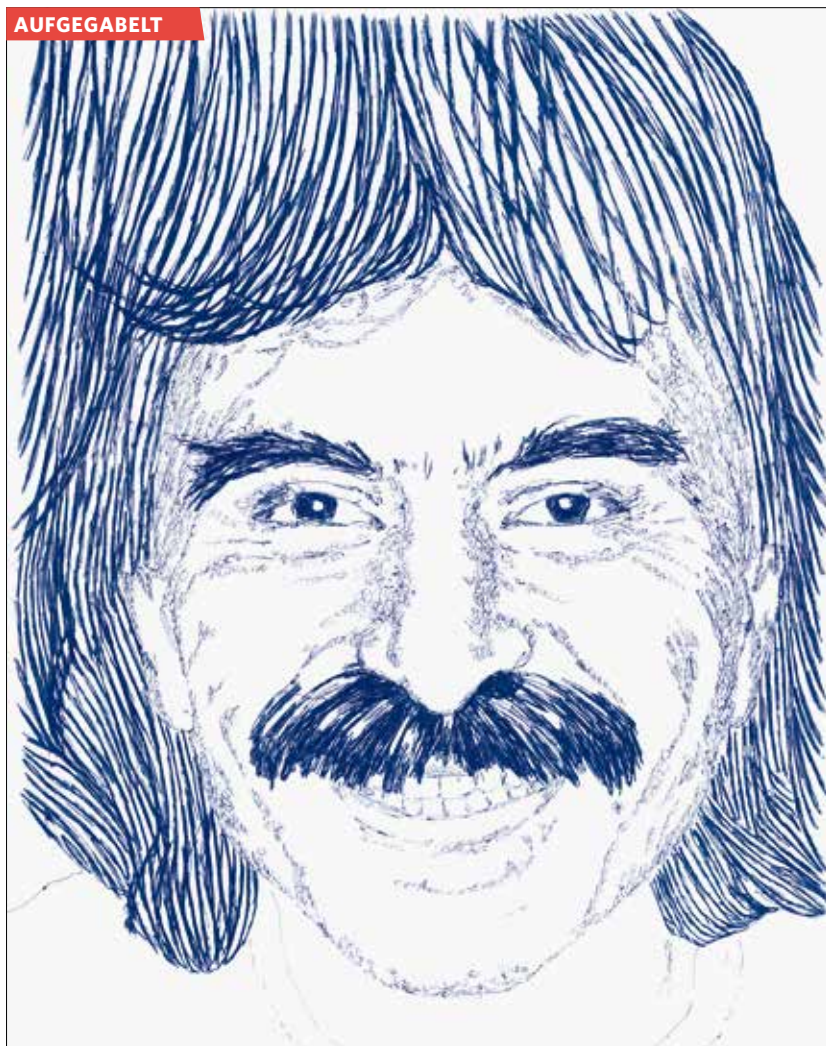
Ich habe schon in einer Schweizer Stadt gelebt – in Zürich, um genau zu sein – und ich mochte das Leben dort. Das grosse Unterhaltungsangebot gleich vor meiner Haustür gefiel mir. Ich schätzte die unbeschränkten Einkaufsmöglichkeiten und den reibungslos funktionierenden öffentlichen Verkehr. Es gab sogar naturnahe Erholungsgebiete ganz in der Nähe – etwas, das Schweizer Städte einzigartig macht. Kurz gesagt: Ich genoss all die Annehmlichkeiten. Aber etwas fehlte mir.

Niemand interessierte sich wirklich für mich. Nicht einmal meine Nachbarn, die eigentlich ganz nette Leute waren und ab und zu auf einen Drink vorbeikamen. Sie blieben distanziert. Sie hätten wahrscheinlich gesagt, dass sie meine Privatsphäre respektierten, aber in Tat und Wahrheit kümmerte ich sie nicht wirklich. Städte sind mir zu anonym, und das ist der Grund, weshalb das Landleben viel schöner ist.

Hier kümmern sich die Leute um einen, sogar wenn man neu ist. Alle sind Nachbarn. Sie bemerken, wenn ich Hilfe brauche und sie bieten diese Hilfe an, auch wenn sie gerade mit etwas anderem beschäftigt sind. Die Menschen schauen mir in die Augen, wenn ich ihnen begegne und halten auf der Strasse an, um zu schwatzen. Die Chancen sind gross, dass wir einander bereits kennen. Eigentlich muss ich immer anhalten, wenn ich jemanden treffe, und mit ihr oder ihm quatschen. Es wäre komisch, das nicht zu tun. Wenn wir uns die Hände schütteln, dann halten sie meine Hand hier länger als in der Stadt. Händeschütteln auf dem Land hat eine wichtige Bedeutung: Es heisst, du bist einer von uns und ich vertraue dir.

Sicher, man muss den Alltag gut planen, wenn man auf dem Land lebt. Man muss Einkaufslisten schreiben und wenn man sich unterhalten lassen will, muss man irgendwohin fahren. In unserem Dorf gibt es nicht einmal öffentlichen Verkehr. Aber nichts davon wiegt das Interesse der Leute aneinander auf. Nicht im Geringsten.

Robert Home zog vor 12 Jahren aus Australien in die Schweiz. Der Forscher im Bereich Biolandwirtschaft lebt im Dorf Bangerten b. Dieterswil (BE).



CEVDAT ERGÜL IN DER ZEICHNUNG DER KÜNSTLERINNEN CLAUDIA UND JULIA MÜLLER.

Cevdat Ergül (38). *Inhaber eines Pizzakurier-Service, Türke aserbeidschanischer Abstammung, seit 20 Jahren in der Schweiz. Freitag, 28. Juli, in Thalwil, auf der Strasse, 15.15 Uhr.*

«Ich finde es schön, dass es die Schweiz gibt. Aber ich fände es noch schöner, wenn die demokratischen Rechte hier für alle Menschen gelten würden. Denn manchmal fühle ich mich schweizerischer als ein Schweizer: Ich bin so giizig wie ein Schweizer, manchmal so gefühlslos wie ein Schweizer und manchmal so einsam.»

«Meine Lieblingspizza ist ohne Fleisch und Tomatensosse. Ich habe sie selbst erfunden, sie ist mönchisch einfach. Und ganz einfach zu machen.»

Pizza del Monaco

Für 1 Menschen:

- 1 Pizzateig, fertig, rund ausgewallt
- 1 EL Olivenöl
- 1 grosse Tomate, in Scheiben
- 80 g Mozzarella, grob gehackt
- 300 g Gemüse, in Scheiben oder Streifen, z.B. Zucchini, Auberginen, Peperoni
- ca. 20 entsteinte, schwarze Oliven
- 50 g Feta, fein gewürfelt
- 1 Ei (fakultativ)

Zubereitung:

- Den Pizzateig auf einem mit Backpapier belegten Blech auslegen, Olivenöl darauf verteilen und mit Tomatenscheiben belegen.
- Die Mitte der Pizza mit Mozzarella bestreuen. Das Gemüse und die Oliven auf dem Teig verteilen und mit Feta bestreuen.
- Die Pizza kann zusätzlich mit einem rohen Freilandeier belegt werden. Dazu das Ei in der Mitte der Pizza aufschlagen.
- Die Pizza im auf 250 Grad vorgeheizten Ofen ca. 20 Minuten backen.



PETER SCHNEIDER IST PSYCHOANALYTIKER, PRIVATDOZENT, SATIRIKER UND KOLUMNIST. FOTO: URSULA MARKUS

#Nein HeisstNein

Die Befreiung der Frauen ist eine zu ernste Angelegenheit, als dass sie beim Burkini Halt machen dürfte. Wer Frauen aus der (dem?) Niquab schält, nur um sie bei brütender Hitze und auf schmelzendem Asphalt auf *High Heels* zehn Meter hinter dem Gatten in Turnschuhen oder Flip-Flops hinterherstöckeln zu lassen, hat nicht verstanden, worum es eigentlich bei der Befreiung der Frau geht: Um eine Begegnung auf Augenhöhe. Und genau das verhindern Louboutins, Dosenbachs oder Manolo Blahniks mit Absätzen von zehn Zentimetern und mehr. Für mich ist es selbstverständlich: In einer liberalen Gesellschaft will ich einer Frau in die Augen schauen können. Und das geht nun einmal nicht, wenn man die Frau zwingt, derartig unnatürlich hohe Hacken zu tragen. Statt ihr in die Augen schauen zu können, werde ich gezwungen, ihr auf den Busen zu gucken. Das kann es ja wohl nicht sein in einer liberalen Gesellschaft. Mit anderen Worten: Gerade in einer liberalen Gesellschaft ist das doch wohl ein No-Go. Oder anders ausgedrückt: Wie krank ist das denn??

Nun gibt es gewiss immer auch ein paar Frauen, die genau DAS wollen. Radikale Vertreterinnen eines falsch verstandenen Feminismus, die wahrscheinlich auch Birkenstocks, Burkis und Bücher verbrennen würden, um ihre Ziele zu erreichen. Okay, das mit den Büchern habe ich jetzt einfach mal dazu erfunden, weil es erstens eine prima Alliteration ergibt und zweitens solche Sachen auch niemals ganz auszuschliessen sind. Denn wer Bücher verbrennt, verbrennt irgendwann auch einmal BHs, Ballerinas, Bibeln, Bügelfaltenjeans oder sogar noch Schlimmeres. In dieser Sache bin ich darum ganz bei Franka Meyer, Eric Gujer und Mario Fehr sowie der Meinung: Man muss ein Zeichen («Symbolbild») setzen. Gegen Frauenunterdrückung, Patriarchat, Sexismus, Krieg, Faschismus, Spekulanten, Rassismus, Kapitalismus, Gewalt, Genderwahn, Frühsexualisierung und was wir wonst woch wo wür westliche Werte waben.

→ Aus: *Choucroute au curry par hasard*. Hg. Migros-Kulturprozent. Christoph Merian Verlag, 2000.
Für die Publikation bat Marysia Morkowska Zufallsbekanntschaften in der ganzen Schweiz um ihr Lieblingsrezept.
Entstanden ist eine bunte Sammlung mit Zeichnungen der Basler Künstlerinnen Claudia und Julia Müller.

Bündner Zuckerbäcker schreiben Auswanderungsgeschichte

Migration ist fester Bestandteil der gesellschaftlichen Realität. Auch der helvetischen. Die Geschichte der Bündner Zuckerbäcker erzählt von einer Zeit, in der die Schweiz (auch) ein Land von Auswanderern war.

TEXT: CORINA LANFRANCHI

Ein Asylantrag brauchte Giovanni Giacomo Matossi aus Poschiavo nicht zu stellen. Er marschierte 1811 zusammen mit seinen Kindern und einer Ziege einfach los. Ein langer Fussmarsch stand bevor, und was ihn im französischen Agen erwartete, war ungewiss. Wie freundlich der Empfang dort war, ist nicht verbürgt. Fest steht aber: Seine Söhne Lorenzo und Francesco zogen später weiter und eröffneten in Bilbao das erste Café Suizo; zuletzt betrieben sie in mehr als einem Dutzend spanischer Städte ihre Matossi-Kaffeehäuser. Francesco Matossi kehrte in den 1850er-Jahren zurück in sein Dorf und liess sich dort einen Palazzo errichten – bis heute ein sichtbares Beispiel für eine erfolgreiche Auswanderungsgeschichte.

Rauswurf aus Venedig

Man nannte sie «scalettieri». Es waren vornehmlich Männer aus den Südtälern, dem Engadin, dem Münstertal, dem Albula- und dem Prättigau, die aus wirtschaftlichen Gründen ihr Tal verliessen, um sich in der Fremde als Zuckerbäcker zu verdienen. Die Geschichte der Zuckerbäcker begann bereits im 16. Jahrhundert, erreichte zwischen 1800 und 1850 ihren Höhepunkt und endete mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Erster Schauplatz war Venedig. Die Lagunenstadt lag nahe, zudem genossen die Einwanderer durch ein Bündnis mit dem Drei Bünden das Recht, Handel zu treiben. Schon bald stellten die «scalettieri» in den venezianischen Zünften die Mehrheit; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zählte Venedig über 100 Bündner Backstuben, in denen häufig auch Kaffee ausgeschenkt wurde. Dann wurde den Venezianern die Dominanz der Bergler zu viel. 1766 sprach der Senat den Immigranten alle Vorrechte ab, verbot den Handel und wies alle reformierten Bündner aus.



Zeugnis erfolgreicher Auswanderer: Die Via di Palaz in Poschiavo

FOTO: © ATELIER FONTANA, BASEL

Der «Rauswurf» erfolgte aus politischen und religiösen Gründen – aber auch Neid war mit im Spiel. So rechtfertigten die Venezianer sich wie folgt: «(...) weil die Bündner, die ihren Wohnsitz im Bereiche der Republik aufgeschlagen hatten, nichts anderes trieben, als Geld anzuhäufen, um dieses dann in ihre unfruchtbaren und unwirtlichen Berge fortzuschaffen und so den venezianischen Staat auszusaugen.»¹

Nach der Verbannung mussten die Vertriebenen nach neuen Wegen und Orten Ausschau halten. Sie wanderten von Italien weiter nach Frankreich, Spanien und Portugal; andere zogen über Deutschland, Polen weiter bis nach Russland. Häufig taten sich die Auswanderer einer Gemeinde oder Talschaft zusammen, später zogen die Kinder oder Familienangehörige nach. Zuweilen kehrten die Männer aber auch zurück, hielten in der Heimat Brautschau – und zogen wieder von dannen. Manchmal liess sich einer, wie der eingangs erwähnte Francesco Matossi, erst als vermögender Herr wieder im Tal sehen. Sein glückliches Los indes teilten nur wenige. Für die Mehrheit gab es kein Zurückkommen. Rund 80 Prozent aller Migranten verstarben in der Fremde oder galten als verschollen. Und an diese erinnert kein Palazzo. ○

¹ Vasella, Johannes: Die Puschlaver im Ausland in älterer und neuerer Zeit bis zum Jahre 1893. In: Bündnerisches Monatsblatt, Nr. 6, Juni 1920.



«Acqua cheta rompe i ponti» *Hinter jeder noch so ruhigen Fassade können ungeahnte Kräfte schlummern. Nicht umsonst warnen hierzulande weise Redewendungen wie «Stille Wasser sind tief» vor harmlos wirkenden Personen. In Italien scheinen diese Menschen Superkräfte zu haben: Sie bringen Brücken zum Einsturz.*

ILLUSTRATION: ISABEL PETERHANS

Impressum

2/2016

www.mixmagazin.ch
www.facebook.com/mixmagazin
www.twitter.com/mix_magazin

Die MIX erscheint zweimal jährlich und kann kostenlos abonniert werden:
www.mixmagazin.ch/bestellen

HERAUSGEBER

Sicherheitsdirektion Kanton Basel-Landschaft
 Fachbereich Integration
 Tel. 061 552 66 53
www.integration.bl.ch

Präsidialdepartement Kanton Basel-Stadt
 Fachstelle Diversität und Integration
 Tel. 061 267 78 40
www.integration.bs.ch

Gesundheits- und Fürsorgedirektion Kanton Bern
 Abteilung Integration
 Tel. 031 633 78 17
www.be.ch/integration

Amt für Migration und Zivilrecht Kanton Graubünden
 Fachstelle Integration
 Tel. 081 257 26 02
www.integration.gr.ch

REDAKTION

Umlaut – Büro für Kommunikation
 GÜVENGÜL KÖZ BROWN, PHILIPP GRÜNENFELDER
 Tel. 061 322 18 08
www.umlaut.ch

Mit Beiträgen von Jacqueline Beck, Robert Home,
 Corina Lanfranchi, Simone Lappert,
 Rosa Lili Rocabado Rüegger und Peter Schneider.

GESTALTUNG

Konzept: Sibylle Ryser mit Andrea Gruber, Basel
 Layout: Andrea Gruber
www.sibylleryser.ch, www.grubergestaltung.ch

Titelbild: © Claudia Link
 Fotos: © Claudia Link, Atelier Fontana, Basel, zvg
 Illustrationen: © Claudia und Julia Müller,
 Isabel Peterhans

DRUCK

Mittelland Zeitungsdruck AG
 Auflage: 50 000 Exemplare